

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 33

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

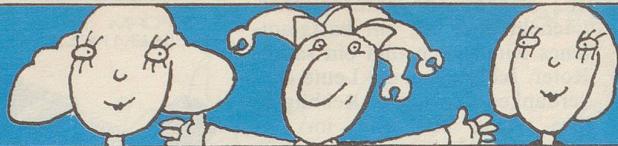
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Staatskassen

Den Posten des schweizerischen Finanzministers möchte ich nicht haben. Nicht geschenkt. Nicht einmal im Traum, bei vollen Kassen. Obschon mir die vierziger und fünfziger Jahre die Akrobatik des Sparens beigebracht haben, die laut Massenmedien in der Bundesverwaltung wieder aktuell geworden ist. Das Einteilen war damals übrigens gar nicht so schwierig, nachdem ich die Idee des Kässelsystems geboren hatte. Da man nichts wegwarf, hatte ich jede Menge Kleinbehälter zur Hand, aus Weissblech, Karton, Spanholz, die ich etikettierte und beschriftete mit banalen Wörtern wie Wohnungszins, Essen, Kleidung, Gas, Elektrisch usw. Sensationell war nur die letzte Kasse. Darauf stand zu lesen: Diverses. Auf das Markenbüchlein war nämlich nicht immer Verlass, und Überraschungen, die Geld kosteten, gab es seltsamerweise immer am Monatsende. Den inneren Blick auf Diverses gerichtet, hielt meine Psyche unliebsamen Erschütterungen stand.

Natürlich ist ein privater Haushalt überschaubar, und die Häupter meiner Lieben hielten sich zahlenmäßig in Grenzen. Ein Staatshaushalt dagegen übersteigt in seiner Vielfalt alles für mich diesbezüglich Denkbare. Allein die Argumente, mit denen allseits der Hut hingehalten wird, sind sinnverwirrend, denn sie können stets mit Gegenargumenten entkräftet werden.

Das Kässelsystem liesse sich keinesfalls auf den Bundeshaushalt übertragen, obschon es in einem einzigen Fall existiert, nämlich beim Nationalstrassenbau. Es ist die Benzinstuer, die in eine Separatkasse fliest und die man zweckgebunden nennt. Damit sind uns die Rennbahnen gesichert – den Landesvätern sei's gedankt! Ha, wie freuen wir uns über jeden Kilometer neuer Autobahn! Und über jeden neuen Strassentunnel. Das alles darf etwas kosten, dazu liegt ja das Geld in der Schatulle.

Der Dingstunnel, der neulich eröffnet wurde, hat das Dreifache des Betrages verschlungen, der aufgrund der Bauberechnung veranschlagt war. Wen hat das schon gekümmert? Kein Mensch nahm diese Nichtigkeit zur Kenntnis, nicht einmal die Presse wurde laut. Hingegen geistert das Furkaloch rastlos durch den Blätterwald. Diese Kostenüberschreitung ist ein Skandal. Ansprüche an das Leistungsangebot der Bahnen stellen wir zwar, aber nur als Rückversicherung. Wir wollen jetzt endlich einen Spätzug von der Kantonshauptstadt in die nahe gelegenen Gemeinden, und zwar einen, der täglich verkehrt, nicht nur am Wochenende. Dafür sammeln wir Unterschriften. Nicht, dass wir beabsichtigen, diesen Zug generell zu benutzen. Aber es könnte ja wirklich einmal im Winter zuviel Neuschnee liegen – zuviel fürs Auto, natürlich –, wenn wir abends noch in die Stadt und ins Kino fahren wollen. Wir haben das Recht auf eine sichere Be-

förderung per Bahn – in jedem Fall.

Bei mehr Frequenz, sprich Einnahmen, könnte die Bahn vermehrte Leistungen erbringen. Das leuchtet ein. Eine solche Entwicklung hemmen jedoch die Autobahnen. Da der Bund das Defizit der Eisenbahnen und den Bau der Nationalstrassen bezahlt (wobei ihm letzteres wesentlich leichterfällt wegen der zweckgebundenen Benzinstuer), ergibt sich das schizophrene Bild eines Staatshaushalts, der sich selbst konkurrenzieren. Der Staat aber,

das sind wir. Offenbar wollen wir es so.

Nun sollen also Schiene und Strasse im selben Departement vereinigt werden. Ob damit wohl das Separatkässeli als Privileg erkannt und aufgehoben wird? Ich könnte ja einmal bei Herrn Schlumpf anfragen. Er wird mir entgegenhalten, dass Verkehrs-politik so einfach nun auch wieder nicht sei.

Gritli



Paris – ohne Sorgen

Ich habe wieder einmal die Nase voll von der Haushalt-plackerei. Deshalb schwinge ich eines Morgens meinen Seesack über die Schulter, nehme Junior bei der Hand und fahre mit ihm gen Paris. Nur wir zwei, und bloss für ein Wochenende.

Bereits nach Basel fragt Junior, ob das noch lange dauere. Jetzt nicht schon aufregen! Ja, antworte ich, das dauert noch lange!

Beim Anblick des Grand-lit im Hotelzimmer stösst Junior einen entzückten Schrei aus und sagt, schon lange habe er sich gewünscht, einmal so ein grosses Bett für sich allein zu haben! Wo ich denn schlafe?, fragt er argwöhnisch. Ich erkläre ihm die Sache, und wegen seines unge-

heuren Protestgeheuls sause ich schnurstracks zum Portier, um mich nach Einerzimmern zu erkundigen. Nichts zu machen: alles ausgebucht.

Junior will nach Hause. Doch auf dem Gang der untern Etage sehe ich ein Klappbett herumstehen, und ich habe so meine Ideen. Auszuführen erst, wenn es dunkel ist.

Jetzt will Junior sofort auf den Eiffelturm. Weil dieser sehr weit entfernt ist, müssen wir die Metro mit zweimaligem Umsteigen benützen. Wer kennt nicht deren Tücken! Wie ich zum drittenmal den Namen derselben Station lese, wird mir bewusst, dass wir im Kreise gefahren sind, und Junior will nach Hause. Ich muss ihm versprechen, den Turm zu Fuss zu bezwingen, und das sind immerhin fast tausend Stufen. Oben kauft er sich einen Auf-

kleber für die Schulmappe: Paris – je t'aime.

Nachts läuft dann das Ding mit dem Klappbett. Wir schleppen die Matratze in unser winziges Zimmer und müssen sie direkt vor die Türe legen, und ich schlafte herrlich. Als Mademoiselle am Morgen das Frühstück bringt, stolpert sie darüber und verschüttet den Kaffee. Ein grosses Geschrei, und ich muss zum Direktor. Die Matratze sei vermisst und gesucht worden, und das wäre fast ein Fall für die Polizei.

Doch dafür ist keine Zeit. Es folgt eine vierstündige Stadtrundfahrt, und bei der siebten Kirchenbesichtigung will Junior nach Hause. Dann sieht er abends unter den Brücken Clochards, und er fragt, ob wir diese eine Nacht nicht auch hier verbringen könnten. Ehrlich, ich bin eine gute

Mutter, aber so gut nun auch wieder nicht.

Nun geht er wieder zur Schule, auf seiner Mappe prangt ein neuer Aufkleber, der da heisst: Schwiz – mir gfallsch! Alles klar.

Leni Kessler

Auf, auf zum fröhlichen Klagen!

«Bitte keine Oliven und keine Kümmelstangen!» wehrte der Gast, der bereits auf dem Sofa sass, ab. Seine Hand befühlte die Nabelgegend: «Mein kranker Darm, wissen Sie!» Ehe Näheres zum Thema Darm offenkundig wurde, zeigte sich ein anderer Besucher im Türrahmen und konterte: «Was höre ich; was höre ich – Sie haben es auch im Arm? Diese stechenden Schmerzen,

diese qualvolle Unbeweglichkeit, das macht einen fertig, nicht wahr? Auch die dritte Therapie mit Jontophorese hat noch nicht die geringste Besserung gezeigt.»

«Mein Rücken! Was habe ich doch mit dem für ein Kreuz!» überbot die Gastgeberin beide Vorstöhrner, verschob ihre detaillierte Symptom-Erläuterung auf später und entschlüpfte in die Küche, um nachzusehen, ob nichts anbrenne. Mein Stuhlnachbar zur Linken nahm die Gelegenheit wahr, über seinen Meniskus zu dozieren und Befürchtungen wegen einer möglichen Operation mit unheilvollem Ausgang in trüben Farben zu schildern. Unauffällig, doch wohl nicht zufällig, griffen fast sämtliche Zuhörer ängstlich an ihr Knie.

Als unsere USA-Heimkehrer zur Gesellschaft stiessen, erlauschten sie den Ton, der unser gemütliches Zusammensein begleitete, mit untrüglichem Instinkt und orientierten uns über ihre sehr seltsame oder überhaupt noch nie dagewesene Allergie auf Kabissalat ungemein faszinierend.

Mit lautem Hallo bewillkommneten wir den allerletzten Party-Teilnehmer, der die Schuld für sein Zuspätkommen – mit geschwollener Backe und einem unübersehbaren Anflug von Missmut – seinem letzten schmerzenden Weisheitszahn in die Wurzeln schob und sich dann in der Schilderung der bevorstehenden komplizierten Extraktion erging.

«Nur Ihnen fehlt nichts!» flohen mich plötzlich alle wie ein Maikäferschwarm an. «Seht nur diese Berner Rosen-Wangen! Da traut sich ja kein Wurm heran!»

Mein nichts-sagendes Dasitzen musste Folgen haben. Ich errötete. Die ganze Zeit über hatte ich nämlich gegrubelt, weshalb Menschen in der zweiten Lebenshälfte beim Zusammentreffen von zwei oder mehreren Personen immer nur von ihrer Krankheit reden. Als ob es nicht viele andere, bereichernde, interessante Themen gäbe! Hat gemütliches Beisammensein nicht gerade den Zweck, für eine Weile das Belastende im Alltag zu vergessen?

Myrtha

Enfants de Dieu

Jeden Morgen fahre ich mit dem Velo durch Stadt, Außenquartiere und Landschaft an meinen Arbeitsplatz. In der Stadt mit dem dichten Frühverkehr wird meine Aufmerksamkeit voll von den drohend röhrenden Ungetümen, den Verkehrsampeln und Schlaglöchern in Anspruch genommen. Erst das ruhige Einfamilienhausquartier mit den wunderschönen Gärten lässt mich aufatmen. Aber seltsam: Obwohl die Menschen sich hier wie im

Paradies fühlen müssten, ist nichts davon zu merken. Pensionierte Männer führen mit mürrischem Gesicht ihren Hund aus, Hausfrauen sind schon mit verkniffenem Ausdruck am Fenster-, Eingangstüre-, Gartenwegputzen, und niemand hat Lust auf einen Gruss oder ein fröhliches Wort! Für alle hat der Tag mit seinen unzähligen Pflichten begonnen ...

Da tönt mir eines Morgens ein fröhliches, zweistimmiges «Hallo» entgegen. Ich sehe: ein merkwürdiges Paar, Mädchen mit plumpen Körpern, schleppenden Schritten, die grossflächigen, stumpfen Gesichter sind mir zugewandt. Ich erkenne die beiden sofort als Schülerinnen unserer Behindertenschule und (zu meiner Schande sei es ehrlich gesagt) zucke im ersten Moment unter ihrem Anruf zusammen, fange mich aber sofort und rufe ihnen herzlich ein «guete Tag zäme» zu. Wie die Gesichter zu strahlen anfangen! Die Hände winken mir lange nach, und nun ergibt sich so etwas wie ein morgendliches Ritual, und wenn wir uns einmal verpassen, fehlt mir ihr «Hallo» den ganzen Tag.

Mit niemandem sonst hat sich in all der Zeit ein Kontakt ergeben, da ja «normale» Menschen immer so beschäftigt sind; aber diese zwei Schwerbehinderten halten mir die Treue, und ihr Zuruf am frühen Morgen begleitet mich in den Tag und lässt mich so manches in einem anderen Licht sehen, als das wohl sonst der Fall wäre.

Wie viel können sie uns geben, wenn wir nur bereit sind, es anzunehmen. Wenden wir uns ihnen zu, den «enfants de Dieu», nicht nur im Jahr der Behinderten; es wird für uns immer eine grosse Bereicherung sein!

Beatrice

Eile mit Weile

Da ist man also ein gutes Jahrzehnt verheiratet. Man glaubt und hofft, sich eine Partnerschaft erarbeitet und erkämpft zu haben, in der sich beide wohl fühlen. Bis zum Tag X, an dem der Papa mit den Kindern in Gegenwart der Mama ein «Eile mit Weile» nach allen Regeln der Kunst spielen will. Was macht der Aelteste? Er blockiert mitten im Spiel auf einer Bank. Und er will den Mitspieler heimtun, weil er als erster weiterfahren kann vom gemeinsamen Feld. «Wer hat dir so etwas beigebracht?» «Die Mama natürlich!» «Das geht doch nicht!» «Doch, das haben wir immer so gemacht.» «Wie im Leben, was glaubt ihr eigentlich?»

Die Fronten sind hart. Was erlaubt er sich an Kritik, wo wir doch nur dieses eine Spiel hatten? Seine Familie war da viel besser

dran, sie hatte obendrein ein Monopoly und einen Eishockey-Kasten für die Regensonntage. Ehrlich, das geht zu weit!

Im Gespräch mit Freunden und Geschwistern stellen wir fest, dass wir gar nicht allein sind. «Mit meinem Mann ist das hoffnungslos, wir einigen uns nie.»

Die geschriebenen Regeln halten Kleinigkeiten nicht fest. Ob man wohl (mit einem Seitenblick auf die steigenden Scheidungsziffern) vorschlagen dürfte, dass jedem Paar nach der Unterschrift auf dem Zivilstandesamt detaillierte «Eile mit Weile»-Regeln abgegeben werden? Oder könnte das neue Ehrerecht festlegen, dass man nur am Start blockieren darf?

Tina

Echo aus dem Leserkreis

Was soll's?

(Nebelsalter Nr. 26)

Nachdem ich einige Zeit über Ises Artikel «Wie sie St. Stucki sah» nachgedacht habe, möchte ich doch die Frage, die mich bewegt, stellen: Was bezweckt sie damit? Weder ist er humoristisch, noch ist er satirisch, noch in irgendeiner Weise aufbauend. Was soll er? Schade um Bethlis Frauenseite!

Marlene

Mein Artikel soll zum Denken anregen. Das hat er offenbar getan. – Ueber Humor lässt sich nicht streiten; über Bethlis hervorragende Arbeit auch nicht.

Ilse

Heilloser Nebel

(Nebelsalter Nr. 27)

Sehr Geehrte

In Nr. 27 produziert Gritli einen heillosen Nebel mit Hypothekarzinsprozenten und Mietzinsprozenten. Gritli versteht nicht, dass ein einziges Zinsfussprozent für die Hypothek einer Änderung der Wohnungsmiete um 14 Prozent, also «im Verhältnis von 1:14» (!) entspreche. Zugegeben: die Zusammenhänge mögen für Uneingeweihte nicht ganz einfach zu erkennen sein. Man orientiere sich hierüber etwa im «Bundesbeschluss über Massnahmen gegen Missbräuche im Mietwesen vom 30. Juni 1972» und in der zugehörigen «Verordnung über Massnahmen gegen Missbräuche im Mietwesen vom 10. Juli 1972». Beispiel: Wenn der Hypothekarzinsfuss von $4\frac{1}{2}$ Prozent auf $5\frac{1}{2}$ Prozent steigt, so bedeutet das eine Zunahme von ca. 22 Prozent. Dies berechtigt indessen nicht zu einer Mietzinserhöhung von 22 Prozent, sondern laut Bundesverordnung nur von 14 Prozent, da in der Gesamtrechnung noch andere Faktoren mitspielen. In Wirklichkeit sind die Verhältnisse aber oft viel komplexer: Altwohnungen, Neuwoningen, Stadt, Land, Vorgeschichte der Mietzinsbewegungen in jedem einzelnen Fall, Kostendeckung, Ortsüblichkeit, Angebot und Nachfrage spielen eine Rolle.

Was die Lohnempfänger betrifft, darf doch wieder einmal darauf hingewiesen werden, dass der Lohn-

index in den vergangenen Jahrzehnten wesentlich rascher und höher gestiegen ist als der Mietindex. Motto: Bleiben wir bei der Wahrheit!

Mit hundertprozentigen Grüßen
Paul Baltensperger

Geteiltes Glück

(Nebelsalter Nr. 28)

Liebe Ilse

«Freue dich mit mir, es ist so traurig, sich allein zu freuen!» Hat das nicht Lessing gesagt? Mir fiel es ein beim Lesen Ihres Artikels «Schicksalswende». Indem Sie von Ihrem Glück erzählten, haben Sie uns «beteiligt», und wir alle, die davon lasen, wollen uns von Herzen mit Ihnen freuen.

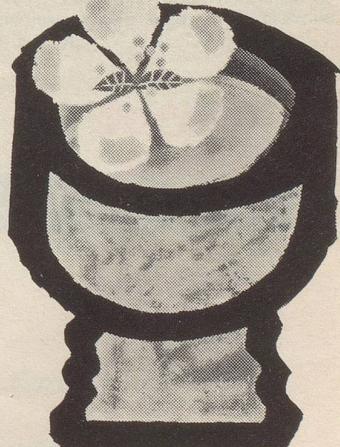
Wie recht aber haben Sie, wenn Sie sagen: «Die Wellen erster, unreflektierter Freude sind verebbt. Was nun? Wie weiter?» Wir alle haben es noch und noch erlebt, wie nach einem angestrebten, sehnlichst erwünschten Höhepunkt nicht das Glück schlechthin da war, sondern an dessen Stelle eine Leere gähnte, beinahe als ob die weg gewichsten Sorgen eine Lücke hinterlassen hätten, die mit Kraft und ganzem Einsatz ausgefüllt werden musste. Beispiele gibt es viele: Wohnung nach langem Suchen gefunden, Arbeitsplatz erfolgreich gewechselt, bestandene Examens der Kinder etc. etc.

Glück ist anstrengend, Glücklichsein will gelernt sein. Aber: Wie alles kann es gelernt werden, und ich behaupte: es kann auch geteilt werden.

In diesem Sinne

Ihre mitglückliche S. Geiger

Fabelhaft ist
Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet